

Dialektik und Dialog

Rede von Donald Davidson
anlässlich der Verleihung
des Hegel-Preises 1992

Laudatio von Hans Friedrich Fulda
Unterwegs
zu einer einheitlichen Theorie
des Sprechens, Handelns
und Interpretierens

Suhrkamp

3000
83782

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Dialektik und Dialog /
Donald Davidson ; Hans Friedrich Fulda. –
1. Aufl. – Frankfurt am Main :
Suhrkamp, 1993
(Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft ; 1080)
ISBN 3-518-28680-3
NE: Davidson, Donald; Fulda, Hans Friedrich; GT

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1080
Erste Auflage 1993
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Satz und Druck: Wagner GmbH, Nördlingen
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Institut für Soziologie ^{1 2 3 4 5 6 - 98 97 96 95 94 93}
der Universität Heidelberg
- Bibliothek -

Bücher -Verz. Nr. 55971

Hans Friedrich Fulda
Unterwegs zu einer einheitlichen Theorie
des Sprechens, Handelns
und Interpretierens

»Metapher ist die Traumarbeit von Sprache« – mit diesen Worten hat Donald Davidson einen seiner gedankenvollen Aufsätze begonnen.¹ Der Preis, den ihm die Stadt Stuttgart verliehen hat, trägt den Namen eines Philosophen, dessen Sprache um solche Traumarbeit nie verlegen war. Einmal z. B. spricht Hegel von der Natur, die unsere wissenschaftlichen Theorien erkennen helfen sollen, die aber auch zum Gegenstand sokratisch-platonischen Fragens, was sie denn sei, gemacht werden kann, und nennt sie einen *Proteus*. Hegel setzt die Natur damit jenem alten homerischen Gott und »Hirten des Meeres« gleich, der sich in die verschiedensten Gestalten verwandelte, als Menelaos und seine Gefährten über ihn herfielen, um von ihm zu erfahren, was die Windstille beenden könnte, die sie auf dem Heimweg von Troja bei der Insel Pharos festhielt und fast verhungern ließ.² Man müsse – meint Hegel – die Natur, diesen Proteus, nötigen, »die Verwandlungen einzustellen und sich uns zu zeigen und auszusprechen: so daß er uns nicht bloß vielfache, immer neue Formen vorhalte, sondern auf einfachere

1 »What Metaphors Mean«, in: *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford 1984, p. 245. (im folgenden: *TI*); deutsch unter dem Titel *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt/Main 1990, S. 343.

2 Vgl. Homer, *Odyssee*, IV, 360 ff.

Weise in der Sprache zum Bewußtsein bringe, was er ist«. ³

Wenn ich mir erlauben darf, die Sprache für mich Traumarbeit leisten zu lassen, während ich Donald Davidson vor einem deutschen, nicht nur aus Eingeweihten bestehenden Publikum nach Gebühr zu rühmen versuche, möchte ich sagen: Ebensogut wie die Natur könnte man – mit denselben Worten – die *Philosophie* jenem Proteus vergleichen – und das nicht nur im Hinblick auf historischen Wandel, mit dem sie seit Hegel immer wieder überrascht hat, sondern mehr noch angesichts der mannigfachen Gestalten, in denen sie gegenwärtig auftritt. Wer sich ihr von ferne nähert und gewohnt ist, sie in kontinentalem Gewand zu sehen, wird Erwartungen an sie haben, in deren Perspektive ihm das Werk Davidsons eher Dokument einer Geheimlehre denn verwandelte Gestalt der einen, uns allen gemeinsamen Liebe zur Weisheit zu sein scheint. So jedenfalls läßt das Presse-Echo es vermuten, das die Preisverleihung in Hegels Geburtsstadt zunächst gehabt hat.

Man wird mir hoffentlich nicht die Gewalt ansinnen, deren es bedürfte, den Proteus Philosophie dahin zu bringen, daß er sich uns in einer Einfachheit darstellt, in der nicht nur Davidsons, sondern auch *Hegels* Gedanken als Abwandlungen eines einzigen, sich selbst gleichen Wesens erscheinen. Aber von der Gestalt, welche sich die Philosophie im Denken *Davidsons* gegeben hat, sollte sich – möchte man meinen – wenigstens feststellen lassen, daß sie unter meinen Worten ermü-

³ G. W. F. Hegel, *Werke in 20 Bänden*, Frankfurt/Main 1970, Bd. IX, S. 12.

det, sich zu verwandeln. Auch das zu erreichen wäre keine Kleinigkeit.

Die meisten Arbeiten Davidsons sind Aufsätze. Keiner von ihnen hat den auffällig programmatischen Charakter, mit dem sich systematische Untersuchungen in der Philosophie hierzulande häufig und manchmal etwas auftrumpfend präsentieren. Viele Aufsätze Davidsons geben einen Anlaß zu erkennen, aus dem sie entstanden sind. Sie machen uns darauf aufmerksam, daß die Philosophie von Diskussionen lebt und daß die Lebendigkeit solchen Lebens heutzutage vornehmlich in angelsächsischen Ländern zuhause ist, insbesondere in den USA. Ein guter Indikator intellektueller Lebendigkeit sind Meinungsänderungen, die aus Diskussionen hervorgehen. Auch Davidson hat mehr als einmal den einen oder anderen seiner Gedanken modifiziert und nie einen Hehl daraus gemacht. Er ist ein hochgeschätzter Partner im Austausch von Auffassungen und Argumenten, wie schon die ansehnliche Reihe derer bezeugt, die sich in eine Auseinandersetzung mit ihm begeben haben oder von ihm in eine solche haben hineinziehen lassen. Das macht ihn zum attraktiven Adressaten einer Preisverleihung, die auch insgesamt die Bedeutung würdigen möchte, welche die nordamerikanische Philosophie in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts erlangt hat.

Für den Außenstehenden könnte dadurch der Eindruck aufkommen, die Ehre gelte Davidson vornehmlich als *pars pro toto*; seine Leistungen bestünden nur in ähnlich partikulären wie okkasionellen – wenn auch subtilen – Beiträgen zu einem vielstimmigen Meinungskonzert, in dem die Individualität der Einzel-

stimme verschwindet; und für kontinentaleuropäische Bildung hätten diese Leistungen ohnehin kaum Bedeutung, weil sie ganz im transatlantischen Kontext aufgehoben. Nichts wäre verkehrter. In allen Schriften Davidsons ist ein *Systematiker par excellence* am Werk, der seine Detailarbeit auf große, weit ausgreifende Interessen bezieht; und in Diskussionen ist er nicht nur der oft überragende Partner, sondern meist auch der beste Kritiker seiner selbst. Schon der Kontrast zwischen dieser Arbeitsweise und dem kleinteiligen Analysieren, welches sich in der angelsächsischen Philosophie seit der Jahrhundertmitte ausgebreitet hat, wäre ein Grund, Davidson mehr als andere mit Hegel in Verbindung zu bringen. Ein weiterer Grund tritt hinzu: Davidsons zentrales Thema hat viel mit thematischen Schwerpunkten der Arbeit *aller* Philosophen unter den bisherigen Hegelpreis-Trägern zu tun – Preisträgern also, auf welche die Wahl vor Jahren nicht zuletzt im Gedanken an das *Erbe Hegels* gefallen war: Wie bei Jürgen Habermas und Paul Ricoeur, insbesondere aber wie bei Hans-Georg Gadamer steht auch bei Davidson im Mittelpunkt des Interesses das Thema *Interpretation*. Wie für Gadamer ist Interpretation dabei nicht nur Gegenstand theoretisch-philosophischer Überlegungen. In seinem umfangreichen, jüngst erschienenen Buch über einen Dialog des späten Plato⁴ zeigt Davidson, daß er das Interpretieren – im engeren Sinn philosophischer Textauslegung – kunstvoll zu praktizieren versteht. Die Arbeit an diesem Buch hat vor vielen Jahren als Dissertation bei Werner Jaeger ein vorläufiges Ende gefunden. Wäre es nach Jaegers

⁴ *Plato's Philebus*, New York/London 1990.

Wunsch gegangen, so hätte sie vermutlich einem Fachmann für antike Philosophie und gelehrten Vermittler klassisch-humanistischer Bildung den Weg geebnet. Aber Davidson hat es vorgezogen, die Philosophie unseres Jahrhunderts durch einen bedeutenden Beitrag zu bereichern. Erst nachdem dessen Umrisse deutlich geworden sind, ist er auf den Gegenstand seiner Dissertation zurückgekommen. Es ist daher wohl angebracht, vorrangig denjenigen Teil seines Werks vorzustellen, in welchem Interpretation nicht so sehr praktiziert als vielmehr zum Thema theoretischer Überlegungen gemacht wird. Die Orientierung nämlich, mit welcher sich der Philosoph Davidson im weiten Feld dieses Themas bewegt, ist im Vergleich zu den anderen, soeben genannten Preisträgern eigener Art. Von Hegelschem Erbe läßt sie *prima vista* nichts erkennen. Man muß sie jedoch erfaßt haben, um sich nicht in den Einzeluntersuchungen Davidsons zu verirren. Daher soll hier zunächst von dieser Orientierung die Rede sein, obwohl man von einer *Laudatio* vielleicht vorrangig anderes erwartet.

I

Es bedarf einer schrecklichen Simplifikation, den »Standpunkt« anzugeben, den ein Denker einnimmt. Wenn man sich daraus kein Gewissen macht, mag man zutreffend sagen, Davidson vertrete einen undogmatischen, zugleich aber radikalen *Empirismus*. Nur verstehe man dabei unter Empirismus nicht die Überzeugung, vom menschlichen Denken und Sprechen lasse

sich etwas, das unmittelbar gegeben ist wie z. B. ein Gehalt von Empfindungen, ablösen und nur diejenigen unserer Begriffe oder Aussagen, Ausdrücke oder Sätze seien gerechtfertigt, die sich aus so Gegebenem konstruieren oder anhand seiner verifizieren lassen. »Empirismus« ist in unserem Kontext vielmehr ein Name, dessen Gebrauch von solchen Voraussetzungen ganz unabhängig ist. Er bezeichnet die Forderung, unsere wichtigsten philosophischen Aussagen auszurichten auf wissenschaftliche Theorien, die zur Erklärung und Voraussage taugen und die sich auf empirische Belege stützen.

Einen solchen Empirismus wird man heute *undogmatisch* nennen, wenn er auf mindestens zwei weitere Voraussetzungen verzichtet, die dem logischen Empirismus der ersten Jahrhunderthälfte lieb und teuer waren und zu deren kraftvollstem Kritiker sich Quine gemacht hat: Zum einen die Voraussetzung, es lasse sich eine klare Grenze ziehen zwischen empirischer Erkenntnis einerseits und andererseits einem Wissen, dessen wir a priori, d. h. ohne Rekurs auf Erfahrung teilhaftig sind bzw. gewiß sein können; zum andern die Voraussetzung, es gebe Sätze, die analytisch, d. h. unabhängig von allen empirischen Sachverhalten, allein aufgrund der Bedeutung ihrer Wörter wahr bzw. falsch sind. Zur Preisgabe dieser beiden Dogmen kommt bei Davidson die Kritik und Verabschiedung eines dritten Dogmas hinzu. Darauf ist am Ende noch kurz einzugehen. Für den Anfang mag es genügen, wenn wir uns klarmachen, daß ein Empirismus, der sich solcher Dogmen entschlägt, nicht prinzipienlos wird – und dies nicht nur insofern, als er seine philosophische Ar-

beit in größtmögliche Nähe zu den theoretischen Wissenschaften zu bringen versucht, die ihren »sicheren Gang« gehen. Man kann eine ganze Reihe von Grundsätzen formulieren, die für seine Arbeit leitend sind. Zu diesen Grundsätzen gehört beispielsweise der, daß die Philosophie über keinen Zugang zur Wahrheit verfügt, der sie gegenüber den Fachwissenschaften oder dem common sense privilegieren würde, und auch über keine Wahrheit, die für sie allein reserviert wäre; daß sie aber nichtsdestoweniger ihr eigenes Metier besitzt in begrifflichen Übungen und Reglementierungen, welche vor allem die logische *Form* solcher Theorien und die Möglichkeiten ihrer empirischen *Überprüfung* betreffen.

Ein weiterer wichtiger Grundsatz ist, daß man bei Erforschung solcher Möglichkeiten zurückgeht auf Fakten, die ebenso common-sense-nah wie Theoriefern und gerade deshalb in besonderem Maß zur Überprüfung von Theorien tauglich sind. Im Unterschied zur wirklichen Bildung, Entwicklung und Bewährung heutiger wissenschaftlicher Theorien darf in der Philosophie nicht vorausgesetzt werden, daß wir über das meiste – durch lange Erfahrung und andere Theorien – schon verständigt sind. Insbesondere hinsichtlich umfassender Theorien ist zu zeigen, daß für ihre Überprüfung Material verfügbar gemacht werden kann, für dessen Beschreibung nichts zur Theorie Gehöriges bittweise oder auf Autorität hin angenommen werden muß, es sei denn *conditio sine qua non* jeglicher Theorie. Nur so ist dem »Prinzip der Freiheit« Rechnung zu tragen, das Hegel dem Empirismus zuschrieb: »daß . . . der Mensch, was er in seinem Wissen gelten lassen soll,

selbst sehen, sich *selbst* darin *präsent* wissen soll«. ⁵ – Da natürlich nicht alle wissenschaftlichen Theorien dieselbe Relevanz für die Philosophie haben, gilt es ferner, die philosophische Reflexion nicht irgendwelchen wissenschaftlichen Theorien zuzuwenden, sondern vor allem diejenigen Theorien anzuvisieren, die das ganze Arbeitsfeld einer philosophischen Disziplin und ein Maximum an Zusammenhang unter verschiedenen philosophischen Disziplinen aufzuklären versprechen – auch wenn es diese Theorien noch gar nicht gibt und ihre Ausarbeitung nicht Sache der Philosophie allein sein kann. Und da die spezifische Leistung, die von der Philosophie zu erwarten ist, Begriffe betrifft, welche in die Theorie eingehen, unter ihnen aber nicht alle, sondern nur diejenigen, die im Verdacht besonderer Mißverständlichkeit, Vagheit und Aufklärungsbedürftigkeit stehen, muß mit einem für die Begriffs-Berichtigung optimalen Minimum an erklärenden Begriffen gearbeitet werden, – wie natürlich auch Scheinerklärungen vermieden werden müssen, in denen das explicans geheimnisvoller ist als das explicandum. Außerdem sind die Begriffe so zu bilden, daß dasjenige, worauf sie zutreffen, als entstehend und unter wechselnden Bedingungen sich erhaltend gedacht werden kann.

Hinsichtlich der Anwendung der Begriffe gehört zu den empiristischen Grundsätzen natürlich auch, daß auf überflüssiges Annehmen von Entitäten zu verzichten ist. Beim Anwenden, also Befolgen der Grundsätze hingegen muß die Untersuchung der Sprache eine zen-

5 *Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1830), § 38 A.

trale Rolle spielen. Im Unterschied zum Empirismus der frühen Neuzeit ist dies nun in den Begriff des Empirismus von vornherein eingebaut.

Mehr oder weniger ausgeprägt finden sich Grundsätze wie die erwähnten und eine gewisse Entdogmatisierung des Empirismus heute bei vielen Repräsentanten der angelsächsischen Philosophie. Das mag dazu beigetragen haben, daß Davidson einmal dahingestellt sein lassen wollte, ob nach Wegfall des dritten empiristischen Dogmas überhaupt noch etwas Spezifisches übrig bleibt, was Empirismus genannt zu werden verdient.⁶ Wie die erwähnten Grundsätze zeigen, kann man aus größerer Distanz jedoch durchaus angeben, was da übrig bleibt. Ja, man kann gerade anhand dessen Davidsons Position innerhalb des Empirismus näher bezeichnen. Was Davidson vor den meisten heutigen Empiristen auszeichnet, ist die *Radikalität*, mit der er Konsequenzen aus der Entdogmatisierung zieht und darauf besteht, daß die empiristischen Grundsätze in der Philosophie nicht nur zu bekennen, sondern vor allem zu befolgen sind. Im Gegensatz zur modernen common-sense-Philosophie Oxforder Provenienz hat er sich nie damit begnügt, unser alltägliches sprachliches Know-how bloß pragmatisch und ohne den Gedanken an eine wissenschaftliche Theorie des gesprochenen Worts schlecht und recht in philosophische Begrifflichkeit umzusetzen. Er hat auch stets an der Forderung festgehalten, daß die formale Semantik und andere formale Disziplinen, wie z. B. die Theorie rationaler Entscheidungen, für die philosophische Arbeit fruchtbar gemacht werden müssen. Das, nehme ich an,

6 *TI*, p. 189; deutsch S. 270.

hat ihn instand gesetzt, den Durchbruch, den Quine in der Sprachphilosophie erzielt hat, so zu nutzen, daß er sich dabei von Tendenzen Quines, die nicht wirklich zum Empirismus gehören, ohne Verlust distanzierte. Quine hat nicht nur den modernen Empirismus von den genannten dogmatischen Voraussetzungen befreit. Er war auch derjenige, der in der Sprachphilosophie am entschiedensten darauf bestand, fragwürdige Entitäten wie Bedeutungen, Propositionen oder Gegenstände dessen, was jemand glaubt, nur anzunehmen, wenn nachgewiesen werden kann, daß solche Annahmen für eine adäquate Theorie unerlässlich sind. Darin ist ihm Davidson gefolgt. Aber während Quine mit der Durchführung des empiristischen Programms behavioristische und physikalistische Voraussetzungen verband, die ihn zu einem epistemologischen und ethischen Naturalismus und damit auch in einen diametralen Gegensatz zu Hegel bringen, ist Davidson zu Thesen gelangt, die man äußerlich gesehen eher von einem ins Empiristische übersetzten Hegel erwartet als von einem Schüler Quines. Man sollte, um Davidsons Werk zu würdigen, sich wenigstens in groben Zügen deutlich machen, wie es dazu kommt.

II

Eine ähnliche Rolle, wie sie bei Hegel der spekulativen Logik reiner Gedankenbestimmungen zukommt, übernimmt bei einem guten Empiristen im Konzert philosophischer Disziplinen die Sprachphilosophie. Davidson hält sich in ihr streng an die erwähnten

Grundsätze. Bereits in seinen ersten Arbeiten zur Semantik geht er z. B. der Frage nach, welche Bedingungen Bedeutungstheorien erfüllen müssen, um Theorien *erlernbarer* Sprachen zu sein⁷, also Theorien von etwas, das so, wie es gedacht wird, entstehen und sich unter wechselnden Bedingungen erhalten kann. Vor allem aber faßt Davidson sein zentrales Thema und die wichtigsten Aufgaben einer Sprachphilosophie so, daß die oben *zuerst* genannten Grundsätze Berücksichtigung finden. Das kann man sich verhältnismäßig leicht klarmachen. Wer zu fixieren versucht, was die Sprachphilosophie insgesamt zum *Thema* zu machen hat, darf mit Sicherheit behaupten: Es wird sehr schwer sein zu sagen, was es heißt, eine Sprache zu haben. Die Philosophie sollte daher nicht von vornherein unterstellen, es müsse ihre Aufgabe sein, dies aufzuklären. Aber was immer es heißen mag, eine Sprache zu haben, ja ob es überhaupt so etwas gibt wie Sprache oder das Haben einer Sprache und wie immer sich die Philosophie am Ende zur Aufgabe, all dies aufzuklären, verhalten soll – sprachliche Äußerungen jedenfalls gibt es, doch es gibt sie nicht, ohne daß sie verstanden werden (und sei's auch bloß vom Sprecher selbst). Nun ist aber kein Verstehen ohne Interpretation von Ausdrücken; und daher ist nach empiristischen Grundsätzen auch keine *Sprachphilosophie* ohne Ausgriff auf eine wissenschaftliche *Theorie* der Interpretation. Für die Erklärungsleistung einer solchen Theorie sollte sich am Ende *alle* sprachphilosophische Aufklärungsarbeit nützlich erweisen. Denn die Theorie hätte zwar zum unmittelbaren Ziel, die Bedeutung jeder beliebigen Äußerung

7 Ebenda p. 3 ff.; deutsch S. 23 ff.

eines Sprechers einer natürlichen Sprache (wenigstens innerhalb eines nennenswerten Ausschnitts seiner Äußerungsmöglichkeiten) anzugeben; letztlich aber hätte sie sowohl das ganze Know-how, das der Sprecher einer natürlichen Sprache als ein solcher besitzt, als auch das hierauf bezügliche Wissen eines *Interpreten* zum theoretischen Verständnis zu bringen.

Für nebensächlich kann dabei zunächst gelten, ob es außer diesem theoretischen Verständnis (in einem expliziten wissenschaftlichen Wissen) noch ein Interpretierenwissen gibt, das selbst nur ein Können ist und wie im dialogischen Fall sprachlicher Kommunikation die vom wissenschaftlichen Wissen aufzudeckende Wahrheit nur implizit zur Anwendung bringt. Denn auch für diesen Fall fände in der Theorie grundsätzlich alles Berücksichtigung, was für sprachliche Kommunikation wesentlich ist. Dies jedenfalls wird zugunsten der Möglichkeit von Theorie zunächst einmal angenommen. Daher kann man – in erster Näherung zumindest – sagen, daß eine Theorie, die das ganze Arbeitsfeld der Sprachphilosophie umfaßt, eine Theorie der Interpretation in diesem Sinn sein sollte. Die wichtigsten Aufgaben aber, die sich der Sprachphilosophie im Hinblick auf eine solche Theorie stellen, müssen in naheliegenden Spezifikationen der oben schon angedeuteten bestehen: Auszumachen, *welche Form* eine solche Theorie der Interpretation als wissenschaftliche anzunehmen hätte (mit welchen spezifischen, von ihr zu erwartenden Leistungen und welchen Hilfsmitteln in der Theoriesprache); und zu ermitteln, *wie* es möglich wäre, eine solche Theorie anhand empirischer Belege *zu überprüfen*. Beiden Aufgaben hat Davidson einen

erheblichen Teil seiner Forschungen gewidmet. Bezüglich beider stützt er sich auf bedeutende Leistungen anderer. Beide Male aber macht er sich die Vorarbeiten auf ganz überraschende, zuvor von niemandem erwogene Weise zunutze.

III

Hinsichtlich der *Form* der gesuchten Interpretationstheorie bestand die Vorarbeit in Alfred Tarskis berühmter Abhandlung über den Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen.⁸ *Tarski* hatte gezeigt, wie man in formalisierten Sprachen das Prädikat »— ist wahr«, angewandt auf Sätze einer Objektsprache, in einer Metasprache derart definieren kann, daß sich aus einer endlichen Menge von Axiomen in der Metasprache für jeden Satz der Objektsprache ein Satz der Form »s ist wahr genau dann, wenn p« folgern läßt, wobei die Einsetzung für »s« den objektsprachlichen Satz benennt und für »p« ein Satz der Metasprache ist, der die Wahrheitsbedingungen des objektsprachlichen Satzes angibt. Davidsons Geniestreich bestand darin zu entdecken, daß man an dieser Wahrheitstheorie die Grundzüge der Form einer wissenschaftlichen Theorie der Interpretation gewissermaßen ablesen kann, wenn man dafür einige Vorkehrungen trifft. Vor allem muß man die Tragweite der Tatsache überschauen, daß die Absicht nun nicht gerichtet ist auf eine Definition von

8 »Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen«, in: *Studia philosophica Commentarii Societatis philosophicae Polonorum*, vol. I. Leopoli 1935.

Wahrheit in einer formalisierten Sprache, sondern auf eine empirische Theorie der Bedeutung von Sätzen und Satzbestandteilen einer natürlichen Sprache. Dieser ingeniose Grundgedanke gibt der vagen Idee einer wissenschaftlichen Theorie, in welcher Sätze einer natürlichen Sprache interpretiert werden und in welcher Interpretation nicht mehr nur eine handwerkliche Kunst ist, zum ersten Mal in der Geschichte der Semantik und Sprachphilosophie eine faßbare Kontur. Für die Entfaltung des Grundgedankens stellen sich zwei Hauptforderungen: Zum einen muß die Formulierung von Zusatzbedingungen sicherstellen, daß eine solche Theorie in ihren Theoremen nicht bloß irgendwelche Wahrheitsbedingungen formuliert, sondern diejenigen, die tatsächlich die Bedeutung der zu interpretierenden Sätze vermitteln. Daß sich dies bewerkstelligen läßt, erhält durch Davidsons Überlegungen zumindest einen hohen Grad von Plausibilität. Auf jeden Fall aber müssen dazu keine Entitäten postuliert werden, die Bedeutungen sind. Bedeutungen von Sätzen oder sonstigen Ausdrücken einer Sprache sind nur dasjenige, was invariant bleibt zwischen verschiedenen, empirisch adäquaten Theorien, deren Theoreme die Sätze dieser Sprache durch Angabe ihrer Wahrheitsbedingungen interpretieren. Es wird dadurch angegeben, daß man dem Ausdruck mittels der Theorie einen bestimmten semantischen Ort im Muster der Ausdrücke zuweist, die zur betreffenden Sprache gehören.⁹ Gleichwohl erklärt sich im Rahmen der Theorie, wie die Bedeutung eines Satzes von den Bedeutungen seiner Teile abhängt. Soviel zur einen der beiden Haupt-

9 Vgl. *TI*, p. 225; deutsch S. 319.

forderungen. Die andere dringt darauf, die Fruchtbarkeit des Grundgedankens dadurch zu erweisen, daß in concreto gezeigt wird, welche logische Form die Theoriesprache an schwer zu interpretierenden Möglichkeiten der Satzbildung in unseren natürlichen Sprachen aufweisen kann. In diesen systematischen Kontext gehören Themen, die auf den ersten Blick ganz okkasionell wirken. Sie betreffen z. B. das Zitieren, grammatische Modi, adverbiale Bestimmungen oder Handlungssätze. Der Kontext sollte uns deutlich machen, daß man es bei Davidsons Arbeiten zu diesen Themen durchaus nicht mit gelehrten Quisquilien zu tun hat. Die Arbeiten bilden einen integralen Teil der Ausführung eines sprachphilosophischen Programms.

IV

Um die zweite der beiden Aufgaben zu lösen, d. h. die Frage zu beantworten, wie sich eine Interpretationstheorie des entworfenen Typs empirisch *überprüfen* lassen würde, stützt sich Davidson auf eine *Vorarbeit Quines*. Quine hat den Extremfall eines Linguisten erörtert, der zu einem Eingeborenenstamm verschlagen wird, von dessen Sprache ihm bis dahin rein gar nichts bekannt ist und der sich von hier aus zum theoretischen Verständnis dieser Sprache und zur Übersetzung ihrer Sätze bzw. Wörter hinarbeiten soll. Der Linguist könnte nach Quines Auffassung die in diesem fiktiven Fall gestellte Aufgabe einer »radikalen Übersetzung« lösen, wenn er von Äußerungen ausgehen würde, zu denen die Eingeborenen ein Verhalten an den Tag le-

gen, das sich als Zustimmung bzw. Verneinung deuten läßt, und wenn er als Ursache für solche Zustimmung bzw. Verneinung das Vorliegen bzw. Fehlen gewisser Reizungen ihrer Sinnesorgane entdecken könnte, deren Muster er selbst als sensorisches Kriterium der Wahrheit gewisser Beobachtungssätze betrachten würde. Um von hier aus zur erfolgreichen Deutung auch anderer Äußerungen zu gelangen, müßte er allerdings mindestens die elementarsten Bestandteile seiner eigenen Logik in die Eingeborenen-Äußerungen und hinter ihnen stehenden -Gedanken hineinprojizieren. Mehrere miteinander unvereinbare Übersetzungen, zwischen denen sich mit empirischen Mitteln nicht mehr entscheiden läßt, wären denkbar. Dies aber – so möchte Quine an seinem fiktiven Beispiel vor allem zeigen – gilt für jede Übersetzung. Keine unterscheidet sich von möglichen Konkurrenten so vorteilhaft, daß sie gegenüber jeder mit ihr unverträglichen anderen als die einzig richtige ausgezeichnet werden kann.

Davidson bestreitet Quines These der prinzipiellen empirischen Unbestimmtheit von Übersetzungen nicht geradewegs. Aber er macht darauf aufmerksam, daß es sich beim Problem einer radikalen Übersetzung eigentlich um einen Spezialfall der Aufgabe einer radikalen Interpretation handelt – d. h. einer, bei der mit dem Interpretieren irgendwelcher Äußerungen völlig neu angesetzt werden muß; und er gibt Hoffnung, daß man von der erfolgreichen Bearbeitung dieser Aufgabe aus die Quinesche These der Übersetzungsunbestimmtheit drastisch entschärfen kann. Der wichtigste Gesichtspunkt, unter dem Davidson sich von Quine entfernt, liegt jedoch nicht in dieser Blickrichtung oder

ihrer Perspektive, sondern im konsequenten Verzicht auf jeglichen Versuch, die Möglichkeit einer erfolgreichen radikalen Interpretation durch Rekurs auf Reizmuster aufzuklären, deren Vorliegen die Zustimmung zu gewissen Äußerungen rechtfertigen soll. Wie durch jeden epistemologischen Verifikationismus wird auch durch diesen Versuch nur grundsätzliche Skepsis bezüglich der Wahrheit von Fürwahrhalten begünstigt. Denn jemandes sensorische Reizungen könnten sein wie sie sind, und doch könnte die sonstige Welt ganz verschieden sein. Wenn überhaupt eine Interpretationstheorie im Rückgang auf einen Fall radikaler Interpretation empirisch überprüfbar sein soll, so nicht unter Berufung auf irgendwelche vermeintlichen, außersprachlichen Evidenzen für die Wahrheit von Sätzen irgendeiner bestimmten Klasse, sondern nur dadurch, daß der Theoretiker eigene, für wahr gehaltene Sätze mit Sätzen konfrontiert und erkennt, daß sie unter gewissen Bedingungen nicht nur untereinander konsistent, sondern unter gewissen Bedingungen auch wahr sind. Für solche Erkenntnis mögen nach wie vor Sätze eine Schlüsselrolle spielen, in denen behauptet wird, daß zwischen der Zustimmung eines Sprechers zu einer interpretationsbedürftigen Äußerung (oder der Einstellung, diese Äußerung für wahr zu halten) und irgendeinem beobachtbaren Tatbestand ein Kausalzusammenhang besteht. Als Ursache für eine Zustimmung qualifiziert sich aber nun nicht mehr ein zugleich den Status von Evidenz beanspruchendes Reizmuster. Was als Ursache für Zustimmung oder als verursacht betrachtet wird, muß nun auch nicht ein dem Behavioristen unverdächtig erscheinendes Datum

sein, wie Quine es – am Ende vergeblich – haben wollte. Wenn man bedenkt, daß es nicht darauf ankommt, eine Quelle vermeintlicher Evidenz auszumachen, sondern den für den Fall einer radikalen Interpretation anzunehmenden Graben zwischen dem Sprecher und dem Interpreten seiner Äußerungen zu überbrücken, so spricht sogar alles dafür, als kausal für die Zustimmung eines Sprechers zu einer bestimmten Äußerung (oder für die Einstellung eines Sprechers, diese Äußerung für wahr zu halten) Ereignisse oder Situationen zu betrachten, die sich mit alltäglichem, schon dem common sense verfügbarem Vokabular beschreiben lassen und von denen in den radikaler Interpretation bedürftigen Äußerungen vermutlich die Rede ist.

Wie aber soll dann eine Interpretationstheorie empirisch überprüfbar sein, wenn keine Aussicht besteht, irgendwelche zu ihr gehörigen Sätze des Interpreten durch Konfrontation mit außersprachlichen Gegebenheiten zu rechtfertigen? Damit eine Antwort auf diese Frage überzeugend ausfällt, muß sie uns einen guten Grund dafür geben, daß zum einen kohärente Überzeugungen eines mit dem Interpretieren ganz von vorn beginnenden Interpreten nicht durchgehend falsch sein können, und daß zum andern derjenige, der vor der Aufgabe solchen Interpretierens steht, im Wissen hiervon ein aussichtsreiches Verfahren entwickeln kann, sich zwischen alternativen Interpretationen für die bessere zu entscheiden, ohne für bestimmte Sätze eine außersprachliche Evidenz in Anspruch nehmen zu müssen.

Der einen Hälfte dieser Doppelforderung wird David-

son durch eine allgemein-epistemologische Überlegung gerecht, die den Skeptizismus einschränkt. Eine Überzeugung ist epistemologisch gesehen eine Meinung, die in einem Satz ausgedrückt werden könnte. Es gehört zu ihr auch das »Fürwahrhalten« dieses Satzes, d. h. die Einstellung, dem Satz zuzustimmen, wenn er unter gewissen Bedingungen geäußert wird. Unter Abstraktion von den Bedingungen ihres Zustandekommens kann man eine solche Einstellung als in bezug auf einen falschen Satz ebensogut möglich betrachten wie in bezug auf einen wahren. Also könnte, wie es scheint, all unser Fürwahrhalten falsch sein, selbst wenn es sich auf zahlreiche, durchgehend konsistente Sätze bezieht. Doch sobald man das Fürwahrhalten von Sätzen in der Perspektive ihrer möglichen Interpretation untersucht, zeigt sich, daß diese Folgerung voreilig ist. Ebenso wie Bedeutungen, die jemandes Sätze haben, können wir einzelne Einstellungen des Fürwahrhaltens überhaupt nicht isoliert von anderen und von Ursachen, aus denen sie hervorgehen, haben oder identifizieren. Wenn wir uns überhaupt irgendwelche Erkenntnisse zutrauen dürfen, müssen unsere untereinander kohärenten Meinungen eher wahr als falsch sein. Sie sind systemisch untereinander und mit Phänomenen, aus denen sie hervorgehen, verknüpft. Von den Meinungen anderer Personen sind außerdem mindestens einige durch ihre Ursachen mit unseren eigenen in dieser systemischen Weise verbunden, wie man sich am Fall einer radikalen Interpretation klarmachen kann. Mindestens diese Meinungen können also von unseren eigenen nicht *toto coelo* verschieden und auch nicht im Gegensatz zu unseren eigenen Meinungen trotz Kohä-

renz eher falsch als wahr sein. Denn die für wahr gehaltenen Sätze, die sie ausdrücken, werden interpretiert gemäß Ereignissen und Objekten in der äußeren Welt, welche verursachen, daß sie für wahr gehalten werden. Um ihnen bei ihrer Äußerung in unserer Interpretation den Charakter, aufs ganze gesehen eher wahr als falsch zu sein, zu erhalten, können wir gar nicht umhin, in diese Äußerungen und damit ins Fürwahrhalten der Meinungen des fremden Sprechers unsere eigene Logik hineinzulesen und die Äußerungen sowie ihr Fürwahrgehaltenwerden als von denselben Ursachen abhängig zu betrachten wie entsprechende Äußerungen von uns selbst und unser Fürwahrhalten dieser Äußerungen. Wir müssen den Äußerungen des fremden Sprechers, um sie zu verstehen, möglichst weitgehend Wahrheit zubilligen; und wir müssen uns selbst, wenn wir die Natur von Einstellungen des Fürwahrhaltens richtig verstehen, auch ein Wissen davon zusprechen, daß die fremden Äußerungen diese Präsumtion zugunsten ihrer Wahrheit verdienen.

Die skizzierte Rechtfertigung dieser Präsumtion schafft die Möglichkeit, der zweiten Hälfte der genannten Doppelforderung zu entsprechen. Denn sie gibt den Weg frei zum einzig möglichen Verfahren, bei dessen Verfolgung selbst im Fall radikaler Interpretation bessere Interpretationen vor schlechteren anhand von internen Kriterien ausgezeichnet werden können. Nur mit Hilfe einer allgemeinen Präsumtion zugunsten der Wahrheit von interpretationsbedürftigen Sprecheräußerungen nämlich läßt sich ein Problem radikaler Interpretation lösen, das diese Interpretation ohne eine solche Präsumtion in einer Aporie endigen lassen

würde. Die Einstellung eines Sprechers, einen in gewissen Ausdrücken bestehenden Satz für wahr zu halten, hängt ebenso wie die Zustimmung zu diesem Satz offensichtlich nicht nur von der Bedeutung des Satzes ab, sondern auch von Überzeugungen, die der Sprecher hat. Das *Problem*, das es im Hinblick auf Überprüfbarkeit der Theorie zu lösen gilt, besteht also darin, daß bei Überprüfung der Theorie in irgendeiner Weise auch berücksichtigt werden muß, *was* der Sprecher glaubt, und daß dies berücksichtigt werden muß, obwohl die Bedeutung des Sprechersatzes doch erst *in* der Theorie ausgedrückt werden kann, im Beleg für die Theorie also gerade noch nicht in Anspruch genommen werden darf. Das Problem wird – im Kern jedenfalls – bewältigt durch Beschreibung eines möglichen Verfahrens der Überprüfung rivalisierender Theorie-Entwürfe. Mit dem Verfahren soll die beste Chance zur Gewinnung empirisch adäquater Interpretationstheorien genutzt werden. Es wird deshalb vermieden, die Interpretation vereinzelter Sätze anhand von Einzelbelegen zu überprüfen, und statt dessen gefordert, bei Überprüfung von Theorie-Entwürfen ein Maximum an verfügbaren Belegen (für alle zu interpretierenden Sätze) zu berücksichtigen und diesen Sätzen damit zu einem Optimum an Verständlichkeit zu verhelfen. Natürlich aber müssen Belege faktisch nacheinander ausgewertet und Interpretationshypothesen nacheinander erwogen werden. Es kommt also darauf an, durch eine rationale Entscheidung festzulegen, in Fällen welcher Interpretationshypothesen zu welchen Sätzen anhand von welchen Stücken des Belegmaterials die Überprüfung Vorrang hat vor anderen Überprüfungsaufgaben. Für

solchen Vorrang qualifizieren sich nach allem Gesagten die »okkasionellen« Sätze – d. h. Sätze, die in der Regel bloß dann für wahr gehalten werden, wenn ihre Äußerung mit dem Auftreten gewisser, einigermaßen auffälliger Umstände korreliert, und die eben dadurch die Vermutung für sich haben, besonders wahrheitschancenreich zu sein, so daß man mit der Berechtigung der erwähnten Präsumtion annehmen darf, alle so ausgezeichneten und in der Einstellung des Fürwahrhaltens geäußerten Sätze seien auch wahr, hätten also Wahrheitsbedingungen, die nach Überzeugung des Interpreten tatsächlich erfüllt sind. Unter solchen Umständen lassen sich diese Sätze im Blick auf die Situation, in der sie geäußert werden, selbst für den vor der Aufgabe einer radikalen Interpretation stehenden Interpreten deuten, und zwar nicht nur als ganze, sondern so, daß sich dabei auch gute Gründe für Bedeutungen von Teilausdrücken in ihnen ergeben. Mindestens einige solcher Teilausdrücke werden auch in anderen als den okkasionellen Sätzen vorkommen und von einigen dieser anderen Sätze wird festzustellen sein, daß sie die okkasionellen Sätze programmieren, so daß damit auch ein Ansatzpunkt zu ihrer Deutung gegeben ist.

Wenn die Belege, wie zu erwarten, nicht einheitlich für einen jeden zu interpretierenden Satz eine bestimmte Interpretation nahelegen, sondern ein Teil des Belegmaterials für eine Interpretationshypothese zu sprechen scheint, die sich nicht mit dem (aus dem Theorie-Entwurf folgenden) Interpretationstheorem zum betreffenden Satz verträgt, so ist damit fürs erste Anlaß gegeben, diesen Teil des Belegmaterials zu überprüfen. Erscheint er unverdächtig, ein Irrtum auf seiten des In-

terpreten an dieser Stelle also unwahrscheinlich, so ist nach einer Alternative zum Theorie-Entwurf bzw. nach einer Modifikation seiner zu suchen, worin der aufgetretenen Anomalie Rechnung getragen ist. Der Irrtum wird auch nun noch beim Interpretieren vermutet, nämlich in seinem Theorie-Entwurf. Ähnlich wie beim hermeneutischen »Vorgriff der Vollkommenheit«¹⁰ wird also an der Anfangsvoraussetzung festgehalten, daß die vom Sprecher für wahr gehaltenen Sätze tatsächlich wahr sind. Während die Hermeneutik jedoch kaum Auskunft darüber gibt, unter welchen Bedingungen ein Vorgriff der Vollkommenheit einzuschränken ist, läßt sich das hier von der Ausgangsvoraussetzung ziemlich genau sagen: Wenn die Alternative oder Modifikation des Theorie-Entwurfs der Anomalie nicht Rechnung tragen kann, ohne daß an anderer Stelle gleichgroße oder größere Anomalien in Kauf zu nehmen sind, während sich andererseits bei der Annahme, daß der eine oder andere Satz des Sprechers falsch ist, eine gute Erklärung für sein Vorkommen oder für einen Irrtum des Sprechers anbietet und die Wahrheit der einfachsten Fälle von Äußerungen im größtmöglichen Umfang unangetastet bleibt, so ist die Anfangsvoraussetzung für den Fall der aufgetretenen Anomalie aufzugeben und anzunehmen, daß in diesem Fall ein Satz des Sprechers nicht wahr gewesen ist und daß die diesen Satz betreffenden Feststellungen daher aus der Masse des Materials (direkter) empirischer Belege für die Theorie ausscheiden. Auf dem Umweg einer Erklärung, warum der Sprecher im Fall der Anomalie nicht

10 Vgl. H.-G. Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1960, S. 277 f.

die Wahrheit gesagt hat, können die Feststellungen, die diesen falschen Satz betreffen, allerdings doch noch zum (indirekten) Beleg für die Theorie werden. Für keine bestimmte, mit Zustimmung verbundene oder vom Sprecher für wahr gehaltene Äußerung muß also aufgrund externer Kriterien angenommen werden, sie sei in der Tat wahr; und doch kann mit Hilfe methoden-interner Kriterien festgestellt werden, welcher Interpretation unter mehreren potentiellen Konkurrenten ein Vorrang an Glaubwürdigkeit gebührt. Aber nur vor dem Hintergrund einer berechtigten Präsuntion, daß kohärente Äußerungen und Überzeugungen im großen ganzen wahr sind, kann ein Irrtumsverdacht gegen einzelne Äußerungen oder Überzeugungen substantiiert und in der einen oder anderen Interpretation berücksichtigt werden.

v

SOWEIT DAS *Kernstück* der Sprachphilosophie Davidsons – die Idee einer Theorie radikaler Interpretation. Die Idee ist darauf gerichtet, sich in den empirischen Wissenschaften zu verwirklichen und zu bewähren. Zugleich zeigen die sprachphilosophischen Reflexionen Davidsons auch, daß die Theorie nicht zustande gebracht werden könnte, ohne eine Entscheidung über Wahrheit und Falschheit der zu interpretierenden Sätze bzw. der Einstellung des Sprechers zu treffen, diese Sätze für wahr zu halten. Da es sich um Theorie handeln soll, fällt diese Entscheidung letztlich nach Kriterien rationaler und erfolgreicher Theoriebildung, also

nach Maßgabe von Prinzipien, die ein auf ganz spezielle Ziele ausgehender Interpret zu befolgen hat. Prinzipien des Sprechers hingegen, dessen Äußerungen einer radikalen Interpretation unterliegen sollen, gehen bestenfalls in die Objekte der zu bildenden Theorie ein. Im Unterschied zu Prinzipien von Dialogpartnern, die einander wechselseitig Sprecher und Interpreten des Gesprochenen sind, bekommen sie nicht die Chance, sich mit gleichem Anspruch auf Wahrheit zur Geltung zu bringen. Das mag dem Hermeneutiker Anlaß geben, sich zu fragen, ob die Idee einer Theorie radikaler Interpretation allgemein genug ist, um auch der Tatsache Rechnung zu tragen, daß wir nicht nur Sätze einzelner Sprecher interpretieren, sondern auch *Dialoge* und das, was in Dialogen den Unterrednern – oftmals wider alle Absicht – mit ihren Worten geschieht. Könnten auch solche interpretanda noch zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Interpretationstheorie nach dem Muster der Tarski'schen Wahrheits-
theorie gemacht werden? Oder entziehen sie sich letztlich der empirischen Strategie, uns wissenschaftlich über jemandes Sprache aufzuklären? Leidet, wenn letzteres der Fall ist, die auf Interpretationstheorie ausgehende Sprachphilosophie dann nicht unter einem Vorurteil zugunsten der aufzuklärenden Bedeutungen – zum Nachteil der (auf bestmögliche Weise zu berichtenden) Meinungen? Denn Meinungen, so scheint es zumindest, berichtigen sich am besten dadurch, daß sie im Dialog einander konfrontiert und auf die von ihnen aus zu entwickelnden Argumente hin erprobt werden. Wenn jedoch nicht das Letztere, sondern das Erstere der Fall ist, müßte dann nicht zwischen dem Interpre-

ten als einem Dialogpartner (mit seinen spezifischen Aufgaben und seinem spezifischen, für deren Bewältigung einzusetzenden Wissen) und ihm als einem die Interpretationstheorie aufstellenden sowie erprobenden Wissenschaftler differenziert werden?

Ich vermute, wir werden künftig von Davidson dazu einiges erfahren. Zwei gewichtige Schritte in Richtung auf die Beantwortung solcher Fragen hat Davidson jedenfalls bereits getan. Er hat während der achtziger Jahre seine Aufmerksamkeit der Kommunikationssituation zugewandt, in der sich ein Sprecher und sein Interpret miteinander befinden¹¹; und er macht nun zum Thema wieder den sokratischen Dialog, der schon Gegenstand seiner Dissertation war¹². Der erste dieser beiden Schritte hat ihn dahin geführt, die Auffassung zu verwerfen, daß buchstäbliche Bedeutungen, welche die Äußerungen eines Sprechers haben, in einem philosophisch interessanten Sinn durch Konventionen bestimmt sein und daß die Äußerungen selbst durch das Einüben solcher Konventionen zu Äußerungen in einer Sprache gemacht sein müßten, um erfolgreich interpretiert werden zu können. Eine Interpretationstheorie, welche die Kompetenz eines Interpreten, die möglichen Äußerungen eines Sprechers zu verstehen,

11 »Communication and Convention«, in: *TI*, p. 265 ff.; deutsch S. 372 ff.; »A Nice Derangement of Epitaphs«, in: E. LePore, ed., *Truth and Interpretation. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*, Oxford 1986, p. 433 ff.; deutsch in E. Picardi und J. Schulte (Hg.), *Die Wahrheit der Interpretation. Beiträge zur Philosophie Donald Davidsons*, Frankfurt/Main 1990, S. 203 ff.

12 »Plato's Philosopher«, in: D. Davidson, *Plato's Philebus*, New York 1990, p. 1 ff.

strukturell beschreiben und damit das in dieser Kompetenz gelegene Wissen explizit machen würde, ist daher nun nicht mehr als eine Theorie zu betrachten, die zugleich eine natürliche Sprache des Sprechers beschreibt. Sie müßte zudem erheblich komplexerer Struktur sein, als ursprünglich angenommen war, denn als zur Interpretationskompetenz gehörig wird nun gerade die Fähigkeit des Interpreten betrachtet, von einer der jeweiligen Kommunikation vorausgehenden (impliziten) »Ausgangstheorie« im Hinblick auf die tatsächlichen Äußerungen zu derjenigen »Übergangstheorie« zu gelangen, deren Anwendung auf den konkreten Äußerungsfall den Interpreten mit dem Sprecher zur richtigen Übereinstimmung im Verständnis des jetzt und hier Gesagten gelangen läßt¹³. Damit ist gewiß eine erhebliche Annäherung an die begriffliche Bewältigung der noch komplexeren Situation eines Dialogs vollzogen. Es wird damit auch wahrscheinlich, daß Davidson eher den ersten der beiden oben genannten fraglichen Fälle annimmt. Aber die Alternativfrage läßt sich nun noch zuspitzen: Ist der Weg, der von einer (unzulänglichen) Ausgangstheorie schließlich zum Verständnis der Äußerungen eines Kommunikationspartners führt, wirklich nur einer der Bildung einer neuen Theorie (mit einem winzigen Bereich erwarteter Anwendungen) und ihrer gelingenden Anwendung? Oder geht in ihn – zumindest im Fall eines auf Wahrheit ausgerichteten Dialogs – nicht auch die Forderung ein, die von Aristoteles *σύνεσις* genannte Tugend des Verständnisses für die Situation eines anderen zu üben,

13 »A Nice Derangement of Epitaphs«, a.a.O., p. 442 ff.; deutsch S. 219 ff.

und damit ein ethisches Wissen zu betätigen, das sich nicht restlos in theoretische Erkenntnis umsetzen läßt¹⁴?

Man sollte über solchen Fragen nicht das enorme kritische Potential verkennen, das in Davidsons Strategie sprachphilosophischer Reflexion enthalten ist. Viele heute verbreiteten Auffassungen vom Funktionieren »der« Sprache und von den grundlegenden Voraussetzungen solchen Funktionierens werden dadurch revisionsbedürftig. Vor allem zwei Revisionen verdienen hier Erwähnung, weil sie vermutlich Hegels entschiedenen Beifall gefunden hätten: Wir müssen erstens nicht nur aufhören zu meinen, unser Verstehen habe einen festen Halt in Objekten, auf die wir sprachlich Bezug nehmen (und die man sich um des vermeintlichen Halts willen als von Interpretationen unabhängig denken möchte), oder in Konventionen, die Bedeutungen und Referenz sprachlicher Ausdrücke angeblich allererst konstituieren; wir müssen dem Verstehen darüber hinaus auch eine Vernünftigkeit zusprechen, die es einzig im Prozeß theoretischer Erkenntnis bzw. gemäß diesem Prozeß hat – mag von dieser Vernünftigkeit des Verstehens auch eine andere Vernünftigkeit zu unterscheiden sein, die dem Verstehen im Dialog zukommt. Und wir müssen zweitens das uns allen so geläufige Bild verwerfen, ein Satz sei eine Art Vorstellung von Objekten, über die er etwas sagt, während natürliche Sprachen die Welt repräsentierten, auf die sich ihre Sätze beziehen.

14 Aristoteles, *Eth. Nic.* Z 11. Vgl. H.-G. Gadamer, a.a.O., S. 306.

Auch in anderen Punkten drängt sich der Vergleich mit Hegel auf. Aber bevor hier dem Drängen nachzugeben ist, sollte von einer anderen Annäherung bei Davidson geredet werden – derjenigen an eine empirische Theorie, die umfassender wäre als eine Theorie der Interpretation. In älteren Ausführungen zum Überprüfungsverfahren, dem eine Theorie radikaler Interpretation unterworfen werden kann, suggeriert Davidson, das Fürwahrhalten eines Satzes, der geäußert wird, sei nur von zwei Faktoren abhängig: von der Bedeutung, die der Satz nach Ansicht des Sprechers hat, sowie von den Überzeugungen, die der Satz vertritt. Um Vermutungen bezüglich der Bedeutung eines Satzes überprüfbar zu machen, brauche man also nur den einen der beiden Faktoren – den der Überzeugung – möglichst lange starr festzuhalten, während der andere untersucht wird; und das Festhalten könne sich darauf beschränken, für Sätze einer besonderen Klasse anzunehmen, sie seien tatsächlich wahr, wenn sie in der Einstellung des Fürwahrhaltens geäußert werden. Doch wenn man an Handlungserklärungen denkt, zu deren explananda ja wohl auch Satzäußerungen gehören, wird einem schnell klar: Die Einstellung, einen geäußerten Satz für wahr zu halten, ist nicht bloß eine Funktion dieser beiden Faktoren. Sie ist gewiß auch eine Funktion nicht kognitiver, sondern conativer, d. h. auf Strebensziele gehender Einstellungen, also letztlich von Bewertungen. Statt mit zwei Faktoren hat man bei Feststellung und Auswertung von Einstellungen, einen Satz für wahr zu halten, mindestens mit dreien zu tun.

Wenn man des weiteren an Handlungen denkt, zu deren Erklärung uns die Theorie rationaler Entscheidung unter Ungewißheit instand setzt, wird man darüber hinaus sagen: Die Einstellung eines Sprechers, einen Satz, den er äußert, für wahr zu halten, mag von Ereignissen in der Welt verursacht sein; der Satz mag dadurch auch einen festen Zusammenhang haben mit auffälligen Merkmalen der Umstände, unter denen er geäußert wird; und die Berücksichtigung solcher Merkmale mag für die Interpretation des situationsabhängig geäußerten Satzes wichtig sein. Aber für die Überprüfung von Vermutungen über die Bedeutung eines Satzes kann es nicht genügen, kurzerhand einen wahren Glauben zu unterstellen, daß der Satz – zusammen mit vielen anderen seiner Art und unter besonders günstigen Bedingungen geäußert – wahr sei. So hatte Davidson ursprünglich gedacht, um das erwähnte Problem der Überprüfung von Theoremen einer Theorie der Interpretation zu lösen. Nun aber zeigt sich, daß es darum geht, für einen Sprecher *parallel* zur Theorie der Interpretation seiner Sätze eine Theorie seines Glaubens zu entwerfen, daß gewisse seiner Sätze (unter so und so beschaffenen Umständen geäußert oder situationsunabhängig) wahr sind, unter anderen Umständen (oder andere Sätze) hingegen falsch. Um ein Minimum an Rationalität und damit überhaupt Verständlichkeit sowie Erkennbarkeit solchen Glaubens zu gewährleisten, werden wir in elementaren Hinsichten, wie z. B. hinsichtlich logischer Konsistenz, nicht umhin können, uns selbst zum Maßstab zu machen und für den Anfang anzunehmen, daß die Überzeugung des Sprechers – vor allem im Fall situationsabhängig wahrer

Sätze – ein Muster bilden, das in Grundzügen dem Muster unserer eigenen Überzeugungen gleicht und eine positive Rolle beim Zustandekommen wahrer Überzeugungen spielt. Aber das ist nicht genug und steht überdies sehr in Gefahr des Mißbrauchs. Eine Theorie des Glaubens sollte aufdecken, was einen Sprecher dazu bringt, einen bestimmten Satz für wahr zu halten. Ferner: Die Theorie rationaler Entscheidungen oder Präferenzen berücksichtigt subjektive Einschätzungen *relativer* Wahrscheinlichkeit alternativer Ereignisse oder Zustände, also graduiertes Glauben in bezug auf das, was der Fall ist oder sein wird. So macht sie uns darauf aufmerksam, daß eine Theorie des Glaubens uns vor allem zu wissen geben sollte, in welchem *Grade* ein Sprecher glaubt, daß einer seiner Sätze wahr ist, und in welchem Grade ihm diese Wahrheit als Stütze für die Wahrheit anderer Sätze gilt. Solche Grade aber sind nicht direkt beobachtbar und sicherlich auch abhängig von Bewertungen. Zusätzlich zur Vereinigung mit einer Theorie des Glaubens, daß Sätze wahr sind, bedarf eine Theorie der Interpretation also auch der Vereinigung mit einer Theorie, die – wie die Theorie rationaler Entscheidungen – *Handlungen* (bzw. Präferenzen für irgendwelche Zustände oder Ereignisse) aus graduierten Überzeugungen und quantitativen Differenzen verglichener Bewertungen erklärt. Das Resultat dieser Vereinigung wäre eine Fusion der Gegenstandsbereiche von Interpretationstheorie und Entscheidungstheorie – eine einheitliche Theorie des Sprechens von Sätzen, die zu interpretieren sind, sowie des Handelns in Handlungen, die durch Erklärungen verstanden, also in anderer Weise auch interpretiert werden

wollen. Davidson kann zeigen, daß auch eine solche Theorie mit ihren Theoremen erfolgreich anhand empirischer Belege überprüft werden könnte, wenn wir zur Überprüfung außer der Feststellbarkeit äußerer Tatbestände und der Einstellung des Fürwahrhaltens von Sätzen nur in Anspruch nehmen, daß auch die Präferenzen feststellbar sind, die ein Sprecher für die Wahrheit eines Satzes (bei dessen Äußerung) vor derjenigen anderer Sätze hat.¹⁵

Zu einer so umfassenden Theorie würden nicht zuletzt Theoreme gehören, welche die wechselseitige Abhängigkeit von Denken und Reden betreffen.¹⁶ Im Blick auf die Themen aller Aufsätze, die Davidson in zwei umfangreichen Bänden und in zahlreichen weiteren Publikationen vorgelegt hat, kann man daher wohl sagen, letztlich sei Davidsons *gesamte* philosophische Arbeit auf Erkundung der Form und der möglichen empirischen Adäquatheit einer Gesamtheorie des Sprechens und Handelns gerichtet. Zuinnerst aber dürfte darin die Frage am Werk sein, was die *Rationalität* ausmacht, die man, um überhaupt zu einer solchen Theorie gelangen zu können, einem zum Reden und Handeln fähigen Wesen als solchem zusprechen muß, und wie sich über dieses Minimum hinausgehende Grade von Rationalität anhand der Theorie erkennen lassen.

15 »Toward a Unified Theory of Meaning and Action«, in: *Grazer Philosophische Studien* 11 (1980), pp. 1-12.

16 Vgl. *TI*, p. 155 ff.; deutsch 224 ff.

Eine einheitliche Theorie des Sprechens und Handelns wäre das gemeinsame Werk einer ganzen Gruppe von Wissenschaften. Sie zu propagieren oder Mutmaßungen darüber anzustellen, ob sie vielleicht einmal zustande kommen wird, kann nicht Sache der Philosophie sein. Vorrangig jedenfalls hat der Gedanke an eine solche Theorie seine Bedeutung als eine regulative Idee für das, was *innerhalb* der Philosophie geschehen kann oder geschehen sollte; und da leuchtet es wohl ein, daß schon die philosophische Arbeit, die im Vorgriff auf eine solche Theorie unternommen wird, ein Geschäft ist, das der Verbindung mehrerer *philosophischer* Disziplinen bedarf. Die Verbindung kann sich nicht auf die Sprachphilosophie, Erkenntnislehre und Ontologie (als Aufklärung über die allgemeinsten Charakteristika dessen, was es gibt) beschränken. Diese Disziplinen hat schon Quine wieder in einen engen, durchschaubaren Zusammenhang gebracht, nachdem sie in der Ära des logischen Empirismus und der *ordinary language analysis* ohne ein überzeugendes, sie integrierendes Konzept geblieben waren. Nun aber müssen auch die Philosophie menschlicher Handlungen und die Philosophie des Geistes ins Ensemble der Disziplinen einbezogen werden, deren Architektur zu sanieren ist. Dazu hat Davidson wie kein anderer in den letzten beiden Jahrzehnten Anstoß und Richtschnur gegeben. Nach wie vor bleibt die Sprachphilosophie dasjenige Metier, das die Gegenstandsbereiche der genannten Disziplinen zusammenfügt – sie übernimmt diese Funktion sogar konsequenter als bei Quine. Die Philosophie des

Geistes aber ist es, *in* der sich die Disziplinen am Ende voll zu integrieren haben – im Gegensatz zum Naturalismus Quines.

Auch damit ist ein Schritt getan, der Davidson von Quine entfernt. Gleichzeitig aber führt er in die Nähe Hegels. Denn wenn Hegel in seinem Umgang mit der Ontologie einerseits und mit den Disziplinen der neuzeitlichen Subjektivitäts- bzw. Intersubjektivitätsphilosophie andererseits etwas Charakteristisches an sich hatte, so war es dies, daß er die Ontologie wie Kant abhängig machte vom philosophischen Selbstverständnis des Bewußtseins (wenn schon nicht vom sprachlichen Verstehen) und die subjektivitätstheoretischen Disziplinen, zu denen der Empirismus bereits zu seiner Zeit Bedeutendes beigetragen hatte, nicht in Erkenntnistheorie – oder in Erkenntnistheorie und Moralphilosophie – aufgehen ließ, vielmehr sie ohne Reduktion zu einem einheitlichen Begreifen des menschlichen Geistes und seiner Vernünftigkeit zusammenzubringen versuchte.

Dem vereinheitlichenden Zug einer solchen Philosophie des Geistes entspricht es auch, wenn Davidson als *drittes Dogma* des Empirismus die Auffassung verwirft, in unseren Sätzen bestehe eine grundsätzliche, nicht aufhebbare Dualität zwischen begrifflicher Struktur und empirischem Gehalt. Man könnte gegen diese Dualität kurz und bündig mit der Frage zu Felde ziehen, was denn an unseren sprachlichen Zeichen, aus denen Sätze ja schließlich bestehen, es erlauben soll, den Unterschied zu machen zwischen einem Strukturellen, aber nur Allgemeinen und einem *in* der Struktur irgendwie *gegebenen* Gehalt, der dennoch gegen alle

Veränderungen der Struktur neutral sein soll. Die Antwort wäre wohl unvermeidlich, daß durch eine noch so subtile Klassifikation sprachlicher Zeichen und selbst durch kühnste Behauptungen über den Gebrauch und die Verbindung, die verschiedenartige sprachliche Zeichen im Satz eingehen, dieser Unterschied nicht zum Vorschein kommen würde. Es wäre durchaus eine Antwort im Sinne der wenigen Andeutungen, die Hegel zu seiner Auffassung von der Natur sprachlicher Zeichen gemacht hat.¹⁷ Aber zu einem deutlichen Vergleichsergebnis würde der embryonale Zustand der Hegelschen Sprachphilosophie nicht führen.

Dagegen stößt man auf eine verblüffende Verwandtschaft mit Hegelschen Argumentationsstrategien, wenn man etwas genauer zusieht, wie Davidson tatsächlich gegen das dritte empiristische Dogma argumentiert, und wenn man außerdem erkennt, daß die Art und Weise dieser Argumentation viel mit dem argumentativen Vorgehen in anderen Fällen philosophischer Kritik gemein hat. Die Argumentation, die sich bei Davidson immer wieder findet, wenn Ergebnisse sprachphilosophischer Untersuchungen kritisch umgesetzt werden, hat ungefähr folgende Gestalt: Von einer Vorstellung, die – wie z. B. diejenige des Unterschieds zwischen begrifflicher Struktur und empirischem Gehalt unserer Sätze – eine lange Tradition auf ihrer Seite haben mag und die im einen oder anderen Kontext jedenfalls eine große Oberflächenevidenz besitzt, wird zunächst gefragt, wo sie herkommt und was im Kontext ihrer Herkunft ihr Glaubwürdigkeit verschafft

17 *Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1830), § 459.

oder erhalten hat. Die Antwort auf diese Frage mag die Glaubwürdigkeit stützen oder schon verdächtig machen. Dann aber wird untersucht, ob die Vorstellung sich auch verständlich machen und rechtfertigen läßt, wenn man sie im Kontext philosophischer Gedanken zu explizieren versucht, die auf eine *Theorie* gerichtet sind, in die sie sich einfügen lassen müßte, wie z. B. die Vorstellung des Struktur-Gehalt-Unterschieds an unseren Sätzen in eine Theorie der Interpretation. Und das Ergebnis der Untersuchung ist negativ, wie man die Sache auch drehen und wenden möchte. Ähnlich versucht Hegel in seinen sogenannten Begriffsexpositionen durchgehend von verbreiteten begrifflichen Vorstellungen zunächst auszumachen, woher sie ihre Plausibilität beziehen, und dann – mit durchweg negativem Ergebnis – zu erkunden, ob sie einer härteren, skeptischen Erprobung im Hinblick auf die Fähigkeit, das »Vernünftige« zu bestimmen, standhalten.

Gewiß trägt Hegels Vorgehen auch noch andere Züge, die man in einem radikalen und konsequenten Empirismus nicht suchen darf. Doch soweit beschrieben ist das Vorgehen unabhängig von der Frage, ob die Überlegungen auf eine wissenschaftliche Theorie (und das zu ihr Passende) ausgehen oder auf spekulatives Begreifen. Offenkundig ist das Verfahren auch von erheblicher Bedeutsamkeit fürs ganze Metier der Philosophie. Vorstellen läßt sich vieles, und bei der relativ geringen Bestimmtheit unserer Vorstellungen wird oft nicht einmal deutlich, ob es sich widerspricht oder nicht. Das Feld aber, das wissenschaftliche Theorien beherrschen, die solches Vorstellen ungefährlich machen, ist klein. Es kommt also darauf an, daß die

Philosophie die Aufgabe wahrnimmt, unsere Vorstellungen zu disziplinieren – ob durch Vorgriff auf mögliche empirische Theorie oder in anderer Weise.

Die Ergebnisse dieser vorstellungskritischen Arbeit werden in vielen Fällen vor allem den »Vernunftkünstler« interessieren oder schockieren und außer ihm allenfalls den Experten in dieser oder jener Fachwissenschaft. So mag es in erster Linie den bislang an Wittgenstein und der Oxford-Philosophie orientierten Philosophen alarmieren, wenn Davidson mit gewichtigen Gründen darauf aufmerksam macht, daß wir die Auffassung revidieren müssen, Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke beruhen auf konventionellen Regeln des Gebrauchs dieser Ausdrücke; und daß wir infolgedessen einen neuen Versuch machen sollten »anzugeben, wie Konventionen in irgendeinem wichtigen Sinne in die Sprache hineinspielen«. ¹⁸ Wer als Philosoph oder Psychologe denkt, Sprache sei für den Umgang mit Wörtern und Sätzen jedenfalls eine klar umrissene Struktur, in die man beim Sprechenlernen sozusagen hineinwächst, der wird sich mit Davidsons noch radikalerer These auseinandersetzen müssen, daß es Sprache in diesem Sinn gar nicht gibt. ¹⁹ Den vielberufenen »Mann auf der Straße« aber, den wir uns ein wenig dumm und ziemlich gleichgültig vorzustellen belieben, wird auch diese These höchstens für einen Augenblick stutzig machen, im übrigen aber nicht weiter stören. Ein wenig anders steht es vielleicht mit Davidsons brillanter Kritik an der Behauptung, was es

¹⁸ »A Nice Derangement of Epitaphs«, a.a.O., p. 336; deutsch S. 227.

¹⁹ Ebenda.

für jemanden gibt (jemandes »Ontologie«), sei ebenso wie die Wahrheit seiner Sätze allemal *relativ* zu einer Rahmensprache oder Rahmentheorie.²⁰ Denn wer könnte hinsichtlich der Frage, was es gibt, völlig gleichgültig sein? Wer gar, und sei er Pilatus, wäre ohne alles Interesse an der Frage, was Wahrheit ist? Auf jeden Fall aber wird die Grenze zu Angelegenheiten von außerphilosophischer und außerwissenschaftlicher Relevanz überschritten, wenn Davidson mit unbestechlicher Schärfe gegen eine Vorstellung argumentiert, die im Zeitalter der weltweiten und massenhaften, oftmals schmerzlichen Kontakte von Menschen verschiedenster Kulturen so naheliegend wie verbreitet ist: die relativistische Vorstellung, verschiedene Personen oder Kulturen könnten in verschiedenen Begriffs-Schemata denken, die – vollständig oder auch nur teilweise – beim besten Willen nicht ineinander zu übersetzen sind.²¹ Es liegt auf der Hand, daß im Großen und Kleinen viel davon abhängt, ob wir diese Vorstellung verwerfen müssen oder nicht, und daß es gewaltige praktische Konsequenzen hat, wenn wir sie verwerfen, wie Davidson es uns lehrt.

Es ist kein Zufall, daß sich das vorstellungskritische Vorgehen bei Hegel wie bei Davidson mit besonderer Schärfe und Überzeugungskraft gegen *relativistische* Auffassungen richtet. Vorstellungen sind ein weiches Material, auf dem sich unser Bewußtsein am bequemsten betten kann, wenn es unverträglich Erscheinendes, seine Ruhe Störendes für bloß relativ erklärt und damit der Kommunikation entzieht. Doch wenn es darum

20 *TI*, p. 231 ff.; deutsch S. 326 ff.

21 Ebenda, p. 185 ff.; deutsch S. 264 ff.

geht zu begreifen, was vernünftig ist, so kann der Hinweis auf bloß Relatives allemal keine letzte Auskunft sein. Eine empiristische Überprüfung relativistischer Vorstellungen wird nicht zu einer so starken Behauptung führen. Sie kann nur im Einzelfall zum Ergebnis haben, daß wir eine leichtfertige Versicherung bloßer Relativität zurücknehmen müssen. Dafür aber hat dieses Ergebnis beim common sense um so mehr Gewicht, als es auf ausschließlich theoretische Argumente gestützt ist, also nicht auf Überzeugungen bezüglich des Guten, die leicht kontrovers werden können. Ungeachtet dieser Differenz geht das vorstellungskritische Überprüfungsverfahren beide Male auf Erfüllung der Forderung, »zu wissen, was man sagt«.

Vielleicht darf man ein geheimes Einverständnis mit Hegel sogar den Argumenten entnehmen, mit Hilfe deren Davidson in einer seiner jüngsten Publikationen alle Deutungen zurückweist, die der Wahrheitsbegriff in unserem Jahrhundert gefunden hat.²² Doch das wäre ein neues, für eine kleine Laudatio zu großes Thema. Ohnehin ist der Empirist Davidson trotz des einen oder anderen, ihn mit Hegel verbindenden Zuges in seinem Werk natürlich – oder vielmehr glücklicherweise – weit entfernt, ein Hegelianer zu sein. Der Proteus Philosophie, der sich uns einmal in Gestalt Hegelschen, ein andermal in *der* Davidsonschen Denkers darstellen will, ist nicht dazu gebracht, seine Verwandlungen einzustellen und auf einfache Weise zu sagen, was er ist. Aber wenn es mir anfangs erlaubt war, die Sprache für mich Traumarbeit leisten zu las-

22 »The Structure and Content of Truth«, in: *The Journal of Philosophy* 87 (1990), p. 279 ff., bes. 295 ff.

sen, so werde ich am Ende auch die Lizenz haben, einen Traum zu äußern. Nach allem Gesagten kann das nur der Traum sein, daß einmal zwischen einem guten Empirismus und einer ebenso gut explizierten spekulativen Philosophie vor einem Kantischen »Gerichtshof der Vernunft« der Prozeß angestrengt, ausgetragen und entschieden werden möge, in dem es ums rechte Verständnis von Philosophie geht. Von empiristischer Seite aus macht Davidson uns Hoffnung, daß dieser Traum in Erfüllung gehen könnte.